

Auszug aus dem Buch: Positiv Leben, hg. von Claudia Zeising, Rosdorf 2014.

Melania Mrema Kyando

Die bewegende Geschichte einer mutigen AIDS-Aktivistin

Ich heiße Melania Mrema Kyando und wurde in der ländlichen Region Moshi, am Fuße des Kilimandscharo geboren. Als jüngstes Kind von Harold Mrema und Elifaresi Kisanga-Mrema kam ich 1962 zuhause auf die Welt. Ich bin seit gut 10 Jahren HIV+ und kämpfe für mehr Offenheit im Umgang mit dieser Krankheit in Tansania. Zur Zeit dieses Interviews bin ich 50 Jahre alt.

Ich war nur einmal verheiratet, mit Dastani B. Kyando. Er war Witwer. Mein Mann starb am ersten Januar 2004 im Uhai-Krankenhaus in Mbeya. Als er krank wurde, pflegte ich ihn, aber ich wusste damals nicht, woran er wirklich erkrankt war. Er hatte Typhus und Fieber, manchmal musste er sich übergeben und wurde von Durchfällen geplagt. Irgendwann stellte man fest, dass er auch Tuberkulose hatte. Als er starb, ging ich zu seinem Arzt, denn ich wollte wissen, woran er gestorben war. Der Arzt sagte mir, dass mein Mann an AIDS gestorben wäre.

Ich blieb mit den fünf Kindern meines Mannes zurück. Damals waren nur zwei der Kinder unabhängig. Das jüngste Kind sowie eine Tochter meines Bruders, die bei mir aufwuchs, gingen noch zur Grundschule. Der Tod meines Mannes konfrontierte mich mit vielen Fragen, die ich nicht beantworten konnte.

„War ich infiziert?“

„Wie sollte ich leben mit dem HIV?“

„Wie würden die Menschen in meinem Umfeld reagieren, falls sie es erfuhren?“

Ich wurde am 14. Juli 1962 in Moshi am Fuße des Kilimandscharo geboren und wuchs auch hier auf. Mein Vater hatte nur eine Frau, denn meine Eltern waren gläubige Christen. Im Alter von drei Monaten wurde ich getauft.

Ich war die Jüngste von neun Kindern. Meine Mutter hatte zweimal Zwillinge geboren. Eins meiner Geschwister war im Kleinkindalter gestorben. Drei meiner Brüder und eine Schwester leben noch, und wenn ich Geld habe, versuche ich, sie zu besuchen. Es ist immer eine große Freude, wenn wir uns sehen.

Meine Eltern lebten von der Landwirtschaft. Als ich in der Grundschule war, half ich meiner Mutter oft bei der Feldarbeit. Wir bauten Bananen, Mais, Bohnen und Reis an und hatten immer genug zu essen. Außerdem hatten wir Kaffeestrucher und verkauften die Kaffeebohnen, um ein Einkommen zu haben. Alles, was ich über Anbau weiß, habe ich von meiner Mutter gelernt.

Als Kind liebte ich es, mit meinen Freunden im Freien zu spielen. Ich mochte die Sonntagsschule, hatte Spaß am Singen und Gedichte-Aufsagen. Ich konnte mir gut Texte merken und stand auch gerne auf der Bühne und spielte Theater. In der Weihnachtszeit wollte ich immer eins der Kinder sein, die in der Kirche Bibelverse lesen durften. Ich war wissbegierig und lernte gerne. In der Schule durfte ich das Lehrerzimmer sauber machen.

Meine Mutter riet mir zur Vorsicht in Bezug auf Jungs. Sie war gegen frühe Beziehungen und sagte, ich solle meine Jungfräulichkeit ehren und mich für meinen Ehemann aufsparen.

Meine Familie hatte kein Geld, um mich auf eine weiterführende Schule zu schicken. Wir hatten stets genug zum Leben, aber nichts darüber hinaus. Nachdem ich die Grundschule beendet hatte, nahm mich eine meiner Schwestern, die in Tanga lebte, mit in ihre Familie. Sie lebte in einer muslimischen Familie. Ich lernte, *futari* zuzubereiten (eine traditionelle Speise während des Ramadan), und arbeitete im Laden meines Schwagers. Ich wechselte nicht zum muslimischen Glauben.

Die Zwillingschwester meiner Schwester in Tanga war auch mit einem Muslim verheiratet und lebte in der Mbeya-Region. Diese Schwester ist inzwischen verstorben. Sie holte mich zu sich, und ich lebte bei ihr, bis ich ins Bibelkolleg nach Lutengano, in der Nähe von Tukuyu, ging. Ich danke Gott, dass ich Jesus in mein Leben ließ und Christin geblieben bin.

Als junge Erwachsene hatte ich die Chance, eine weiterführende Schule zu besuchen, und machte meinen Form-4-Abschluss (entspricht der Mittleren Reife). Ich habe immer gerne gelernt und hatte später die Möglichkeit, ins Bibelkolleg nach Lutengano zu gehen und an der Mindolo Ecumenical Foundation in Sambia sowie am Junior Seminary in Morogoro Kurse zu belegen.

Mein Vater starb 1992. Ich bekam einen Anruf der Familie, als er im Krankenhaus lag, und konnte ihn noch einmal sehen, bevor er starb. Meine Mutter starb im Oktober 2004. Sie wusste, wann sie sterben würde. Sie weigerte sich, ins Krankenhaus zu gehen, und starb in ihrem Zuhause. Im Vorfeld hatte sie ihren Schwiegereltern gesagt, dass sie nicht weinen, sondern die Nachbarn informieren sollten. Sie wollte nicht, dass man sie in der Leichenhalle aufbahrte, sie wünschte sich, gewaschen zu werden und dass man sie mit einer leichten Decke zudecken solle. Sie starb an einem Freitagabend und blieb zu Hause bis Sonntag, bis sie nach ihren Wünschen beerdigt wurde. Sie war 77 Jahre alt, als sie starb. Ich studierte damals in Sambia. Als ich nach Hause kam, war sie bereits beerdigt. Es macht mich sehr traurig, dass ich keine Möglichkeit hatte, sie vor ihrem Tod noch einmal zu sehen.

Seit 1982 lebe ich im Rungwe District und habe hier auch geheiratet. Den größten Teil meines Lebens habe ich in der Region um Rungwe gelebt. Wenn ich die Möglichkeit habe, besuche ich meine Verwandten in der Kilimandscharo-Region, aber mein Zuhause ist hier.

Nach dem Tod meines Mannes hat sich mein Leben drastisch verändert. Solange wir zusammen waren, haben wir uns gegenseitig gestützt. Wir haben uns gerne ausgetauscht und unser Leben gemeinsam geplant. Wir hatten beide ein Einkommen, doch nach seinem Tod blieb mir nur mein Einkommen – dies machte mein Leben schwerer.

Ich bin Gott dankbar, dass ich für die Kirche arbeite. Zurzeit bin ich die Leiterin der Frauenarbeit in der Südprovinz der Moravian Church (Herrnhuter Brüdergemeine). Ich bekomme ein Gehalt, aber das Leben ist kostspielig. Ich gebe viel Geld für meine Gesundheit aus, da ich Diabetes und Bluthochdruck habe und das AIDS-Virus in mir trage. Die AIDS-Medikamente bekomme ich kostenlos, aber ich gebe dennoch viel Geld aus, um gesund zu bleiben.

Ich danke Gott für die Unterstützung, die meine Familie bekommt. Da sind Zuschüsse für die Ausbildung der Kinder, die in der weiterführenden Schule und im College sind. Die Kirche zahlt für die weiterführende Schule des Jüngsten und private Leute unterstützen die Ausbildung der Töchter meines Bruders, die bei mir leben.

Zusätzlich baue ich Mais und Bohnen an und habe einen kleinen Gemüsegarten. Außerdem habe ich zwei Kühe, ein paar Ziegen und Hühner.

Mein Mann hinterließ fünf Kinder. Da ist Bethsaida D.Kyando, die Erstgeborene, 33 Jahre alt, die als Bürohilfe im Büro der Kirche in Rungwe arbeitet. Die Zweite, Otavina Kyando, 30 Jahre alt, ist Grundschullehrerin in der Mara-Region. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder. Az-Well, der Dritte, ist 27 Jahre alt und arbeitet als Fahrer in Dar es Salaam. Er ist verheiratet und hat eine Tochter. Die Vierte im Bunde, Himili, 24 Jahre alt, arbeitet in Musoma als Radiosprecherin. Der Jüngste, Bariki Kyando, ist 22 Jahre alt und studiert an der Universität in Iringa. Er will Lehrer werden.

Dann kümmere ich mich noch um zwei Töchter meines Bruders. Lillian Mrema kam zu mir, als sie noch klein war. Sie ist inzwischen 19 Jahre alt und besucht den Diplomkurs für Büromanagement am Shukrani College in Mbeya. Vor zwei Jahren nahm ich auch ihre jüngere Schwester Happiness Mrema zu mir, sie ist 15. Sie liebt die Schule und arbeitet hart, daher gebe ich ihr die Möglichkeit, eine weiterführende Schule zu besuchen. Sie hat sehr gute Noten.

Außerdem wohnen noch Anania, Zainabu, Karen und Salome bei mir. Anania kümmert sich um meine Tiere. Zainabu kam mit ihrer Tochter Karen – die inzwischen fünf Jahre alt ist –, als Karen nur wenige Wochen alt war. Sie ist wie ein Enkelkind für mich. Zainabu hilft im Haus und kocht. Salome wohnt hier, weil ihr Zuhause zu weit weg ist für den Schulweg.

Diese jungen Leute helfen mir in vielfältiger Weise und ich fühle mich nie einsam. Sie alle wissen, dass ich mit dem HI-Virus infiziert bin und stellen sicher, dass ich meine Medikamente regelmäßig nehme. Ich berate sie und ermutige sie, sich füreinander einzusetzen, und – sollten sie im Leben Erfolg haben – ihre Verwandten nicht zu vergessen. Ich sage ihnen, dass sie mit ihrem Leben nicht leichtfertig umgehen sollen. Als Mann und Frau sollten sie einander treu sein und bei einem Partner bleiben. Sie müssen sich des Risikos von HIV/AIDS bewusst sein sowie anderer Krankheiten, die sexuell übertragen werden können.

Ich ermutige sie auch dazu, sich regelmäßig testen zu lassen, denn es gibt verschiedene Wege, über die AIDS übertragen werden kann.

AIDS – Herausforderung und Chance

Ich weiß, dass mein Mann mich mit AIDS angesteckt hat. Er war mein erster Mann und es gab nie einen anderen. Als er krank wurde, riet ich ihm, sich testen zu lassen, aber er sagte, er sei nicht infiziert.

Ich habe mich nach seinem Tod gefragt, wie ich weiterleben könnte und ob die Menschen um mich herum wüssten, was los war, aber ich hatte keine Antworten auf diese Fragen. Zu dieser Zeit war die Stigmatisierung ein großes Problem. Ich hatte Angst, mich zu öffnen. Ich war damals Beauftragte für Frauen und Kinder in der Kirche. Ich hatte niemanden, mit dem ich reden konnte.

2005 wurde ich sehr krank, meine Gesundheit wurde zusehends schlechter. Ich hatte Typhus und einen juckenden Ausschlag an den Beinen, Armen und im Gesicht. Wegen der Hautprobleme trauten sich die Menschen nicht in meine Nähe. Sie hatten Angst, mich zu umarmen oder mir zu nahe zu sein, weil sie fürchteten, sich anzustecken.

Ich hatte stark abgenommen und mein Immunsystem brach zusammen. Das ganze Jahr über war ich immer wieder im Krankenhaus. Am 8. September 2005

riet mir der Arzt, mit den ARV anzufangen. Meine CD4-Werte waren auf 12 gesunken! Nachdem ich mit den ARV anfang, bekam ich auch noch TB.

Mein Körper war so geschwächt, dass ich nicht mehr arbeiten konnte. Sechs Monate lang lag ich meist im Bett und schlief. Meine Schwägerin nahm mich zu sich und pflegte mich. Ich war in sehr schlechter Verfassung. Alle glaubten, ich würde bald sterben.

Die ganze Zeit hatte ich Angst:

Angst vor Schmerzen

Was würde passieren, wenn andere erfuhren, was mit mir los war?

Was würde aus den Kindern werden?

Was, wenn ich meine Arbeit verlieren würde?

Und ich hatte Angst zu sterben! Denn viele Menschen starben an AIDS.

In der Kirche wurde damals verurteilend gepredigt. Die Pfarrer sprachen von Sünde und Bestrafung – hier und nach dem Tod. Es gab keinen Grund für mich, am Leben zu bleiben. Ich wurde depressiv. Die Depression machte mich noch schwächer. Ich fühlte mich nutzlos. Ich verlor alle Hoffnung und dachte, ich sei am Ende meines Lebens angekommen.

Schließlich nahm ich meinen Mut zusammen und vertraute mich meiner Schwägerin an, ich sagte ihr, dass ich HIV+ sei. Sie war froh, dass ich mich ihr gegenüber geöffnet hatte und ermutigte mich und versprach, sich auch in Zukunft um mich zu kümmern. Ich machte mir nach wie vor Sorgen, aber ich nahm meine Medikamente und allmählich ging es mir besser.

2007 wurde ich zur Frauenkonferenz der YWCA in Kenia eingeladen. Dort traf ich Frauen aus vielen verschiedenen Ländern. Ich teilte mir das Zimmer mit einer Frau, die auch HIV+ war. Im Gegensatz zu mir ging sie offen mit ihrer Krankheit um. Ich versteckte mich und ging heimlich ins Bad, um meine Medikamente einzunehmen.

Ich genoss es, mehr über die Infektion und HIV/AIDS zu erfahren. Ich betete zu Gott, mich zu befreien und mir zu erlauben, mich anderen gegenüber zu öffnen. Ich wollte offen über meine Situation reden. Ich nahm an allen Seminaren teil, die sich mit dem Thema AIDS befassten. Und ich ging einen Handel mit Gott ein. Wenn er mich gesund erhalten würde, dann würde ich nicht nur zu meiner Infektion stehen, sondern mich für mehr Aufklärung zum Thema HIV/AIDS engagieren und für einen offenen Umgang mit der Krankheit in Kirche und Gesellschaft kämpfen. Ich entschied mich, bei meiner Arbeit und bei den Verwandten meines Mannes damit anzufangen.

Seit dem 29. September 2007 gehe ich offen mit meiner HIV-Infektion um. Anfangs waren die Menschen schockiert, manche wollten es nicht glauben und andere ermutigten mich weiterzumachen. Ich nutzte die Gelegenheit und sprach auf der regionalen Frauenkonferenz über meine Erkrankung, und viele Frauen brachen in Tränen aus. Sie fragten mich, warum ich mich geoutet hätte, und ich sagte ihnen, es wäre wichtig, dass sie mir erlauben zu reden und an meiner Seite stehen. Ich sagte Ihnen, dass ich nicht sterben würde, ich würde stärker werden und wollte anderen Mut machen.

Seither habe ich viele Menschen beraten, ihnen zur Seite gestanden, ihnen Mut gemacht und geholfen, soweit ich es konnte.

Ich bat die Kirchenleitung um Erlaubnis, mit der Gemeinde über HIV/AIDS reden

zu dürfen und zu sagen, dass ich selbst HIV+ sei. Ich bekam die Chance im Gottesdienst und rief all jene in derselben Situation wie ich auf, zu mir zu kommen, mich zu Hause oder im Büro anzusprechen oder auch anderswo zu treffen.

Ich ermutigte Menschen, sich testen zu lassen. Ich half Großmüttern mit Waisenkindern, indem ich die Kinder zum Test begleitete, nachdem ich mit der Familie gesprochen hatte. Wenn der Test positiv war, nahm ich die Kinder so lange bei mir auf, bis sich ihre Gesundheit stabilisiert hatte. Dann gingen sie zurück in ihre Familien.

Seit 2007 nehme ich jede Chance wahr, um mit anderen über HIV/AIDS zu reden. Die Kirche vor Ort hat mich unterstützt und ermutigt in meinem Kampf für einen offenen Umgang mit der Infektion und eine neuen Herangehensweise an das Problem HIV/AIDS.

Ich konnte acht Menschen gewinnen, die auch HIV+ sind, gemeinsam mit mir eine Selbsthilfegruppe zu gründen. Im vergangenen Jahr konnten wir diese Gruppe öffentlich registrieren lassen. Inzwischen ist sie auf 37 Mitglieder angewachsen und wächst weiter. Es erfordert viel Mut und Kraft, offen über die Infektion mit HIV/AIDS zu sprechen. In der Gruppe finden die Menschen Zuspruch und erfahren Trost von anderen, denen es ebenso geht wie ihnen, die ihr Problem verstehen können. Sie haben gelernt, zu ihrer Situation zu stehen, und ermutigen auch andere, sich zu öffnen.

Ich selbst nutze nach wie vor jede Gelegenheit, um über HIV/AIDS aufzuklären und darüber zu reden, was es bedeutet, mit diesem Virus zu leben. Ich rufe andere dazu auf, sich gegen Stigmatisierung zur Wehr zu setzen, und helfe ihnen, in liebevoller, christlicher Art miteinander umzugehen. Es ist harte Arbeit, aber Gott hat mir nicht nur die Kraft gegeben, mich um mich selbst zu kümmern, sondern auch, anderen zu helfen.

Den Menschen in unserer Gesellschaft möchte ich ans Herz legen, denen, die mit HIV/AIDS infiziert sind, mit Liebe zu begegnen und sie zu unterstützen. Stigmatisierung durch Worte und Taten verletzt und kann indirekt zum Tod führen. Sie sollten sich selbst testen lassen, denn diese Infektion verschont niemanden.

Diejenigen, die glauben, infiziert zu sein, oder es bereits wissen, sollten anderen ein gutes Beispiel geben, indem sie ihre Medikamente nehmen und ihr Leben nach der Krankheit ausrichten. Der Test und die Medikamente für HIV/AIDS sind in Tansania frei erhältlich, und wenn all diejenigen, die positiv sind, ihre Medikamente nehmen würden, könnten wir sicher eines Tages das Ziel einer AIDS-freien Gesellschaft erreichen. Seid offen und versteckt euch nicht!

Wir alle haben unsere Geschichte und sollten sie erzählen und mit gutem Beispiel vorangehen. Ich hoffe, dass meine Geschichte die Leser ermutigt und vielleicht auch ihre Denkweise in Bezug auf Menschen mit HIV/AIDS ändern kann.

Möge Gott mit Ihnen sein!